

## Silberne Frequenz

Am 20. September 2014 öffnete der Neubau des LWL Museum für Kunst und Kultur in Münster. Der ursprüngliche Ergänzungsbau aus dem Jahr 1970 und ein Erweiterungsbau von 1974 mussten für einen Neubau des Berliner Architekten Volker Staab weichen.<sup>1</sup> In der lokalen Presse wurde im Zusammenhang mit dem Neubau besonders darauf hingewiesen, dass es gelungen sei, in Münster die Außenskulptur „Silberne Frequenz“<sup>2</sup> von Otto Piene aus den Jahren 1970/1971 zu erhalten und in Absprache mit dem Künstler der neuen Architektur anzupassen. Erwähnt dabei wurde nicht, dass die Anpassung des Kunstwerks so weit ging, die Lichtskulptur mit dem neuen Namenszusatz des Museums (LWL), der auf seinen Träger verweist, zu versehen.



Silberne Frequenz, Otto Piene, 1970/1971, Westfälisches Landesmuseum, Münster  
Technik: Stahlrohrgitter, Aluminiumkugeln, Glühbirnen, programmierte Elektro-Schaltung

---

<sup>1</sup> Wie eine gelungene Sanierung eines Gebäudes aus der gleichen Zeit aussieht, kann man übrigens an der Kunsthalle Düsseldorf von 1967 ablesen.

<sup>2</sup> Zur Geschichte von „Silberne Frequenz“ siehe: Brigitte Franzen, *Kunstwerk des Monats*, Westfälisches Landesmuseum Münster, Mai 2006.



Silberne Frequenz, Otto Piene, 1970/71 / 2014, LWL Museum für Kunst und Kultur, Münster  
Technik: Stahlrohrgitter, Aluminiumkugeln, Glühbirnen, programmierte Elektro-Schaltung



Silberne Frequenz, Otto Piene, 1970/71 / 2014, LWL Museum für Kunst und Kultur Münster  
Technik: Stahlrohrgitter, Aluminiumkugeln, Glühbirnen, programmierte Elektro-Schaltung

Bei dem Kunstwerk handelt es sich um eine frühe computergesteuerte Lichtskulptur, deren indirekte Lichtquellen durch eine programmierte Elektro-Schaltung immer neue abstrakte Lichtbilder an der Fassade aufscheinen lassen. Von ursprünglich 639 Halbkugeln aus Aluminium in einem Raster von 9 x 71 sehen wir heute nach dem Umbau noch 410 Halbkugeln in einer Aufteilung von 14 x 30. Die Skulptur (die der Direktor des Museums ursprünglich entsorgen wollte) wurde also um 229 Elemente reduziert. Aus dem neuen Raster von 14 x 30 entfallen 10 Halbkugeln, auf deren Platz das Akronym LWL seinen Platz findet.

Dem nicht aus Münster stammenden Besucher wird sich beim Blick auf Museumsneubau und Kunstwerk die Frage stellen, was das Kürzel LWL bedeuten

soll. Besucher, die vor dem Abriss das Museum besucht haben, erinnern sich möglicherweise daran, dass das Haus bis zum Jahr 2008 den Namen Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte trug. Das Namenskürzel LWL steht für Landschaftsverband Westfalen-Lippe, ein Begriff, der sich der/dem Ortsfremden erst nach dem Griff zum Smartphone erschließt: Es handelt sich hier um ein Nordrhein-Westfälisches Spezifikum, einen Kommunalverband mit 16000 Beschäftigten. Beim Namen „LWL Museum“ denkt man an das private Museum einer x-beliebigen regionalen Versicherung, Bank oder eines Unternehmens.

Der Name des ersten Museumsbaus in Deutschland, Fridericianum, macht deutlich, wie derartige Benennungen von Institutionen funktionieren: Sie verweisen auf die übergeordnete Macht, in deren Namen ein Museum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird.<sup>3</sup> Das „LWL Museum“ verweist also darauf, dass eine bürokratische Verwaltungseinheit den Bürgern ermöglicht, dieses von ihnen finanzierte Museum zu betreten.

Wer nicht damit vertraut ist, was Marketing- und Public-Relation Konzepte in den Köpfen von deutschen Kommunalpolitikern und Verwaltungsangestellten in den letzten Jahrzehnten angerichtet haben, könnte die naive Frage stellen, wieso denn eine Verwaltungseinheit, deren Aufgabe es ist, im Hintergrund die Fäden zu ziehen, und das organisatorische Gelingen so unterschiedlicher Einrichtungen wie Krankenhäuser, Schulen und Museen zu gewährleisten, ihren Namen auf eben diesen Institutionen anbringen will? Das Schlüsselwort zum Verständnis dieser Entwicklung ist: Sichtbarmachung. Anders als diverse Geheimdienste, die auch im Hintergrund operieren, hat sich die deutsche Bürokratie leider nie eine Ethik der Zurückhaltung verordnet, was dazu führt, dass die hier gebündelte Macht dahin drängt, die eigene Hintergrund-Leistung ans Licht der Öffentlichkeit zu tragen. Mit dieser Logik der Übernahme von Strategien des Marketings, insbesondere des Branding, werden hier Werbetechniken aus der Wirtschaft in die öffentliche Verwaltung übersetzt. Was seit dem frühen 20. Jahrhundert in der Wirtschaft die Übertragung der Logik der Propaganda aus dem militärischen in den kommerziellen Bereich<sup>4</sup> bedeutet hat (mit all den bekannten Folgen für unser visuelles Umfeld)

---

<sup>3</sup> Das Fridericianum verweist mit seinem Namen auf den Westfälischen Landgraf Friedrich II.

<sup>4</sup> siehe Edward Bernays, *Propaganda*, Routledge, 1928. Auf Bernays geht der Begriff Public Relations zurück.

wird hier an einer Stelle kopiert, wo es ein fragwürdiges Eigenleben entwickelt. Dass Museen aus Steuergeldern finanziert werden, gehört zum Selbstverständnis unserer Kultur. Niemand muss - und niemand möchte - öffentlich darauf hingewiesen werden, dass dafür eine Verwaltung nötig ist. Es ist unangenehm genug aber noch nachvollziehbar, dass im Unterhaltungsbereich z.B. Fußballstadien ihre historischen Namen verloren haben, und heute die Namen von Sponsoren tragen. Eine Fortführung von derartigen Marketingmaßnahmen in alle Lebensbereiche hinein, lässt kaum mehr visuelle Ruhezeiten und Werbefreiheit im immer akribischer strukturierten Alltag zu. Wieso muss nun diese ärgerliche Praxis ohne Zwang bei Museen wiederholt werden?

Darüber hinaus ist es eine kulturelle Instinktlosigkeit, gerade ein Museum, dessen Thema Ästhetik ist, mit einem Namensungeheuer und ein Kunstwerk mit seinem Logo zu verunstalten. Der im Grundgesetz beschriebenen Freiheit der Kunst widerspricht das diametral.

Otto Piene soll der Verunstaltung seiner Skulptur zugestimmt haben. Aus Geldnot? Vielleicht hat er sich aber auch gedacht, dass das Kürzel LWL im deutschen Sprachgebrauch vor allem für Lichtwellenleiter steht.

Gut, dass man das Museum zurück benennen und das Akronym aus der Skulptur entfernen könnte. Museen sind Freizonen des Denkens, denen keine Bürokratie ihren Stempel aufdrücken darf. Sonst verkehren sie sich in ihr Gegenteil: Repräsentationsmaschinen.

Martin Schmidl